

GERHARD DOBESCH, *Vom äußeren Proletariat zum Kulturträger. Ein Aspekt zur Rolle der Germanen in der Spätantike*. Geographica Historica, Band 6. Verlag Adolf M. Hakkert, Amsterdam 1994. VIII, 141 Seiten.

Die essayhafte Studie basiert auf einem Vortrag, gehalten zuletzt während des 4. Stuttgarter Kolloquiums 1990 zur Historischen Geographie des Altertums. Sie erscheint jetzt in monographischer Form als Supplement zu den Kolloquiumsakten (Band 6 der Geographica Historica, Amsterdam 1994), was Eigentüm-

lichkeiten wie das Fehlen eines separaten Literaturverzeichnisses erklärt. Der beträchtliche Umfang der Fußnoten hat seine Ursache indes nicht nur in einer Überfrachtung mit bibliographischen Angaben; hinzu kommt eine Vielzahl nachträglich entwickelter, für die Studie in ihrer jetzigen Form argumentativ wichtiger Gedanken, die lediglich angefügt, nicht jedoch inhaltlich integriert sind.

Der Titel erschließt sich erst nach Lektüre des Buchs. Es geht nicht etwa um Kulturgeschichte im eigentlichen Sinn, um Bereiche wie Literatur, Religion, einen spezifischen Kunststil oder urbane Siedlungsstrukturen – in dieser Hinsicht blieb das Germanentum, wie auch der Verf. einräumt, lange Zeit eigentümlich steril. Im Zentrum steht vielmehr die Frage, was die Germanen zu ihrem Beitrag zur politischen Ordnung der Spätantike und des frühen Mittelalters befähigte. Als Grundvoraussetzung macht der Verf. die Entschlossenheit und das Vermögen germanischer Völker aus, ihre Identität und Lebensform über Jahrhunderte hinweg auch gegenüber klar überlegenen Kulturen, etwa Kelten und Römern, zu behaupten, ohne wie andere nichtmediterrane Zivilisationen assimiliert zu werden. Dabei vollzieht sich die Begegnung mit dem Fremden nicht passiv durch Absonderung, sondern vorrangig in der Form der Auseinandersetzung, politisch wie militärisch.

Solche dialogisch aufgefaßten Verhältnisse verfolgt der Verf. zwischen Ariovist und Karl d. Gr., mit klaren Schwerpunkten in nachtheodosianischer Zeit. Hierbei steht die Eigenständigkeit der germanischen Verbände im Vordergrund. Sie äußert sich für den Verf. in den Verhandlungen zwischen Caesar und Ariovist ebenso wie im Widerstand der Cherusker gegen die Einrichtung einer römischen Provinz östlich des Rheins, in der suebisch-markomannischen Reichsbildung unter Marbod ebenso wie im Aufstand der germanischen Bataver unter Civilis. Für die Spätantike erfährt die Konzeption des Athaulf bezüglich einer germanischen Herrschaft auch über römisches Gebiet eine ausführliche Behandlung; im ostgotischen Reich des Theoderich und seiner Nachfolger wurden entsprechende Ideen in ephemerer, dann im Frankenreich der Merowinger und Karolinger in dauerhafter Form realisiert. Damit sind neue nachantike, germanisch dominierte Formen der Staatlichkeit erreicht.

Nach dieser Konzeption tritt der Bereich der Kultur, der jeweils nur kurz gestreift wird, zwangsläufig hinter die Politik zurück. Umgekehrt wird diese infolge der gewählten Fragestellung funktionalisiert: Als Instrument germanischer Selbstbehauptung sichert sie das Fortbestehen einer eigenständigen germanischen Lebensform. Sie stellt sich darüber hinaus für den Verf., der die Leistungen eines Ariovist, Arminius oder Marbod im Dienst der Bewahrung germanischer Identität verstanden wissen möchte, als ein Bereich des Geistigen und damit als eine spezifisch germanische Komponente der Kultur dar. Die Ideen des Athaulf und Theoderich, denen jeweils breiter Raum gewidmet wird, erweitern dieses Konzept, insofern sie auf die Möglichkeit germanischer Reichsbildungen, nun auf römischem Boden, doch unter Beibehaltung germanischer Lebensformen zielen. Die Behauptung der eigenen, inhaltlich nicht spezifizierten Identität gegenüber kulturell überlegenen Nachbarn geschieht nach dem Verf. durch Entwicklung und Umsetzung politischer Konzepte, worin jeweils spezifisch germanische Züge ausgemacht werden. Als geistige Leistungen stellt der Verf. diese Konzepte adäquat neben andere Bereiche der Kultur und gewinnt damit ein Kriterium, das Germanentum nicht nur in die Reihe der antiken Hochkulturen einzureihen, sondern darüber hinaus die eingangs gestellte Frage nach den Voraussetzungen für die starken Impulse zu beantworten, welche in Spätantike und frühem Mittelalter vom Germanentum für die europäische Kultur ausgegangen sind.

Die im Titel suggerierte Entwicklung findet demnach allerdings nur vordergründig statt, indem lediglich die Formen germanischer Selbstbehauptung im Lauf des historischen Prozesses wechseln. Am Anfang stehen materiell und – nach herkömmlichem Verständnis – auch kulturell unterlegene germanische Volksgruppen außerhalb der Reichsgrenzen, die mit einem von Toynbee geprägten Begriff als „äußeres Proletariat“ klassifiziert werden. Ihnen gelingt es, ihre Eigenständigkeit gegenüber Kelten und Römern zu sichern und dabei den kulturellen Abstand durch Ausbildung eines nicht zuletzt aus der eigenen militärischen Leistung resultierenden Gefühls der Überlegenheit zu kompensieren. Eigene staatliche Strukturen werden konserviert und durch Herausbildung großer Stammesverbände ab dem 3. Jh. gestärkt. Deren Bedeutung tritt angesichts der nicht zuletzt durch die germanischen *gentes* selbst herbeigeführten Schwäche des spätrömischen Reiches zunehmend hervor und obsiegt endlich über den Reichsgedanken römischer Prägung, der allerdings in den spätantiken germanischen Reichsbildungen geschickt instrumentalisiert wird. In diesem Sinn bezeichnet der Verf. die Germanen als „Kulturträger“. Im Hinblick gerade auf diese Bezeichnung darf man allerdings nicht übersehen, daß die zusammenfassende Benennung der unterschiedlichen *gentes* aus römisch-mediterraner Perspektive nicht etwa *Germani* lautete, sondern *barbari*.

Nicht minder verwirrend sind die Grundannahmen, auf denen das Konstrukt des Verf. basiert. Hierzu gehört an erster Stelle die undifferenzierte Verwendung der Bezeichnung „Germanen“ für die Gegner Caesars wie diejenigen der Theodosiusöhne, womit – ausgehend von einer ethnisch zusammenhängenden Gruppe – auch eine kulturelle oder gar politische Einheit suggeriert wird. Hierbei stellt sich von Anfang an der Verdacht ein, daß „Kultur“ als Rationalisierung für wenig konkretisierbare und letztlich fragwür-

dige Größen wie „Wesen“ oder „Volkscharakter“ fungiert. Abgesehen hiervon widerspricht die Idee einer kulturellen Einheit der germanischen Völker der geschichtlichen Entwicklung ebenso wie neueren Befunden der Archäologie. Letztere belegen bekanntlich eine starke Beeinflussung früher westgermanischer Völker durch die keltische Latène-Kultur, in einem Umfang, der Forscher wie R. HACHMANN (Die Germanen [1971] 71) die Zugehörigkeit rheingermanischer Völker zum Germanentum geradezu bestreiten läßt, etwa der Ubier oder derjenigen, die unter der Bezeichnung Sugambres subsumiert werden. Vollends die kulturelle Angleichung der von Caesar unter dem Sammelbegriff *Germani cisrhenani* eingeführten Völker an ihre gallischen Nachbarn erschüttert die Idee des Verf. von einer dezidierten Selbstbehauptung der germanischen Lebensform, nicht minder die rasche, weitgehende Einbeziehung der in augusteischer Zeit auf Reichsgebiet umgesiedelten rheingermanischen Stämme in die provinzialrömische Kultur und Wirtschaft. Dies illustriert hinreichend die Möglichkeit der Assimilierung früher Germanenstämme an kulturell höherstehende und militärisch überlegene Nachbarn. Im gleichen Zusammenhang sei an die Übernahme des skythischen Tierstils durch die Goten in späterer Zeit erinnert. Eine dezidierte oder gar intentionale Abgrenzung germanischer Völker gegen benachbarte Kulturen fand zu keiner Zeit statt.

Während der augusteischen Germanenkriege gilt diese Feststellung besonders für germanische Völker im Bereich der Nordseeküste, zeitweise sogar für Chatten und Cherusker. Wenn letztere sich dem römischen Einfluß schließlich doch entzogen, hat dies kaum mit einer Besorgnis um einen Verlust germanischer Identität zu tun, weit eher mit Interessen von Adelsfraktionen, wie sie vergleichbar bei der Eroberung Galliens von keltischer Seite Caesar entgegengetreten sind. Hier greift man also nichts spezifisch Germanisches, trotz aller Mühe, die der Verf. aufwendet, um Parallelen zwischen den Ereignissen der Jahre 52 v. und 9 n. Chr. zu bestreiten (vgl. S. 22 f. Anm. 113). Auch lassen sich den Repräsentanten des „freien Germanentums“ jeweils mühelos Anhänger der römischen Seite gegenüberstellen: im Fall des Arminius sei an dessen Verwandte Segestes und Flavus erinnert.

Überhaupt muß der Versuch des Verf. als gescheitert betrachtet werden, in der frühen Zeit eine auf politischem Verhalten basierende einheitliche germanische „Kultur“ herzuleiten. Ausschlaggebend für die Politik einzelner germanischer Völker waren, wie kaum anders zu erwarten, konkrete und ständig wechselnde Rahmenbedingungen, nicht eine vom Verf. postulierte ethnische Prädisposition der Gesamtgruppe. Sind allerdings die politischen Rahmenbedingungen das Entscheidende, so kann umgekehrt nicht verwundern, daß die Beziehungen zwischen Germanen und Römern seit dem frühen 3. Jh. allmählich eine neue Qualität annahmen, bedingt durch die Herausbildung germanischer Großstämme wie der Alamannen und Franken einerseits, andererseits die inneren Probleme des Imperiums, bedingt durch rasch aufeinander folgende Usurpationen und die wirtschaftliche Krise. Ähnliche Probleme erwuchsen dem Römischen Reich gleichzeitig aber auch aus dem Erstarken des iranischen Bereichs, was das Germanenproblem als Teil einer umfassenden Entwicklung hervortreten läßt, von der die Germanen nach Möglichkeit profitierten. Eine besondere Qualität des Germanentums wird jedoch auch jetzt nicht erkennbar, wengleich sich die Entwicklung aus den dargelegten Gründen nun auf etliche Jahrzehnte uniformer gestaltet.

Dagegen treten in der Spätantike, nach Übertritt großer germanischer Verbände auf Reichsgebiet, die Unterschiede innerhalb der germanischen Welt wieder stärker hervor: Konflikte ergeben sich nun nicht nur mit den Römern – die aber bekanntlich ebenso um Bündnisse mit den *gentes* bemüht waren –, auch untereinander kommt es zu durchaus kriegerischen Auseinandersetzungen, so daß ein Operieren mit einem primär politisch definierten Germanenbegriff in Abgrenzung zu den ‚Römern‘ einmal mehr sehr problematisch erscheint. Wenn gleichwohl einige Konstanten im Verhalten der verschiedenen germanischen Völker auf römischem Boden zu beobachten sind, so resultierten diese in erster Linie aus einer Kooperation mit dem Kaiser, der noch lange als monarchische Spitze eines geschwächten, aber durchaus existenten Römischen Reiches anerkannt wurde, ferner aus der Übernahme bestimmter Formen und Elemente römischer Staatlichkeit, welche die Organisation der germanischen Reiche von Anfang an beeinflusste. Dies war eine administrative Notwendigkeit und unterlag allenfalls nach dem Umfang der Übernahmen der freien Entscheidung der germanischen Völker. In diesem Zusammenhang mag der Hinweis auf die Münzprägung der Franken, Goten oder Vandalen mit ihrer weitgehenden Orientierung nicht nur an Nominalen und Gewichten, sondern auch an der spätrömischen Ikonographie und teils sogar an der offiziellen römischen Kaisertitulatur genügen, um die grundsätzliche Bereitschaft zur Anpassung an die neue Umgebung zu illustrieren. Der gleichzeitige Aufstieg germanischer Militärs innerhalb der römischen Hierarchie zu auch politisch bedeutenden Positionen beleuchtet das Bemühen germanischer Eliten um Kooperation und um Integration in den römischen Staat, wengleich solche Phänomene aus römischer Perspektive im allgemeinen mit Mißtrauen betrachtet wurden: Dies dokumentiert jüngst wieder eine sehr instruktive Studie von M. CESA, *Impero tardoantico e barbari. La crisi militare da Adrianopoli al 418* (1994).

Geht es hier vorrangig um Einzelpersonen, so bewirkte die Christianisierung großer Volksverbände, wengleich in der Form des Arianismus, auf längere Sicht eine kulturelle Annäherung der germanischen an die romanische Bevölkerung. So tritt die prinzipielle Offenheit der Germanen für fremde Kulturein-

flüsse klar hervor, nur fehlten in der Spätantike die äußeren Bedingungen für eine rasche Romanisierung. Infolge der geschichtlichen Entwicklung, nicht als Konsequenz einer besonderen germanischen Identität wurde an Elementen der germanischen Lebensform länger festgehalten. Bedingt hierdurch wie auch infolge der phasenweise am Kaiserhof verfolgten Tendenz, die germanischen Völker nach Möglichkeit zu isolieren, ergab sich eine mitunter sehr deutliche politische Distanz zwischen Germanen und Romanen, welche in den vom Verf. stark politisierten Kulturbegriff hineinspielt. Spätestens hier führt das Junktim zwischen Politik und ‚Kultur‘ der Germanen vollends in die Irre.

Darüber hinaus stellt sich, wie bereits mehrfach angesprochen, die grundsätzliche Frage, ob ein einheitlicher Germanenbegriff, über dessen sachliche Berechtigung man angesichts der seit einigen Jahrzehnten interdisziplinär geführten Diskussion ohnehin streiten kann (vgl. die Beiträge in dem von H. BECK edierten Sammelband „Germanenprobleme in heutiger Sicht“ [1986]), zur Erklärung der Genese der frühmittelalterlichen Welt beitragen kann oder ob durch eine derartige Nivellierung nicht sogar ein angemessenes Verständnis erschwert wird. Seit Caesar war der Germanenbegriff zur Bezeichnung von Barbarenvölkern aus dem Nordwesten in die politische Terminologie der Römer eingeführt. Er prägte seitdem nicht nur die Diktion der lateinischen Quellen, sondern auch das Denken ihrer Verfasser. Will man der geschichtlichen Realität näherkommen, so ist von einer Kritik dieses so umfassenden und schon für die Römer mit deutlich propagandistischen Untertönen versehenen Begriffs auszugehen. Neben dem Gemeinsamen, das hier keineswegs in Abrede gestellt werden soll, ist künftig stärker auf die Unterschiede zu achten, wie sie in der historischen Entwicklung an vielen Punkten greifbar werden. Wenngleich auf die Bezeichnung „Germanen“ als Sammelbegriff niemals wird verzichtet werden können, sollte man doch vermeiden, einen derart diffusen und ideologisch belasteten Begriff inhaltlich zu konkretisieren, schon gar nicht im Hinblick auf eine stark politisch verstandene „Kultur“, um darauf allgemeine Modelle aufzubauen; Ziel muß im Gegenteil eine Entmythisierung bzw. Entideologisierung sein. Gemessen hieran weist Dobeschs Essay in die falsche Richtung.

Köln

Johannes Heinrichs